



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Spiero, Heinrich: Vergessene Bücher und vergessene Dichter

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wer weiß, wie sich die Dinge wenden, die lange Trennung entfremdet, und schließlich ergibt sich von selbst, was sich sonst nicht hätte erzwingen lassen. Geduld, Freund Rouquié! hatte der diplomatische Marcellin im Vertrauen gesagt. Geduld, du bist noch jung! Das Alter macht es nicht! Und Rouquié war der Mann, der gelernt hatte, sich in Geduld zu fassen. Gedanken sind gut, Hintergedanken sind besser. Der direkte Weg geht um die Ecke. Die Hauptsache ist, zu berechnen, wie die Sache in der dritten Potenz wirkt!

Im Oberstoc des feudalen Gemäuers wütete das Schicksal über Land, Menschen und Dinge. Hier hatte Marcellin seine vertraulichen Unterredungen mit Rouquié, Bürgermeister aus Carcassone. Hier wurden die Pläne geschmiedet, die das persönliche, das öffentliche und das wirtschaftliche Interesse betrafen, hier hatte die Vereinigung der Winzer ihre Zusammenkünfte, hier wurde Marcellin zum Geschäftsträger und Oberhaupt der vereinigten Winzer ernannt, hier hatte er Gaston, den Sohn seines verstorbenen Freundes, seinen Schützling und vorbestimmten Schwieger beredet, Liebe und Heimat auf einige Jahre zu vergessen, weil ihm doch beides sicher sei, und hier wurde heute in einem scharfen Kampfe mit den Vertretern des großen Pariser Weinsyndikats das „Aktionskomitee zum Schutz der Winzerinteressen“ unter dem Vorstiz Marcellins und der Beordnung Rouquiés und Francillons begründet und zugleich beschlossen, den Krieg mit dem Syndikat aufzunehmen, den Wein nicht unter dem Preis zu verkaufen und die Regierung zu Maßnahmen gegen den Finanzring zu bestimmen. Marcellin und Genossen hatten die Drähte in der Hand, und, das muß man glauben, sie waren gute Drahtzieher.

(Fortsetzung folgt.)



## Vergessene Bücher und vergessene Dichter

Von Dr. Heinrich Spiero-Hamburg



Es gibt Augenblicke, in denen dem Kritiker schmerzlich zum Bewußtsein kommt, daß er ungerecht gewesen ist. Ein solcher Moment war es, als Walthers Siegfrieds Roman „Lino Moralt“ in seiner neuen, durchgesehenen Ausgabe (Berlin, Meyer u. Jessen) mir wieder in die Hände kam. Das Buch erschien zum erstenmal vor zwanzig Jahren, und sein Verfasser ist seitdem mit neuen Gaben überaus sparsam gewesen. Selten aber ward in dieser Zeit auf „Lino Moralt“ wieder hingewiesen, und auch ich muß mich dessen schuldig bekennen, daß ich an dieser Stelle bei meinen gelegentlichen Rückblicken auf die Entwicklung des deutschen Romans in den letzten Jahrzehnten an diesem starken Werk vorbeigegangen bin. Jetzt wirkt es wie eine neue Erscheinung, ganz unveraltet, wie es denn damals schon nicht als das Werk irgendeiner herrschenden Richtung, sondern als ein selbständiges, tiefes Kunstwerk erschien. Der Untertitel „Kampf und Ende eines Künstlers“ ist nicht ganz richtig. Lino Moralt ist ein begabter Maler. Die Klippe, eine solche Begabung wirklich glaubhaft zu machen, unerschiffte Siegfried sehr glücklich, indem er den elementaren

Grenzboten I 1911

67

Eindruck schildert, den das Werk auf eine empfängliche Frauenseele macht — ihr setzt er sich sofort in Schumannsche Musik um. Aber Tino Moralt weiß, daß seine Begabung nicht bis an die Grenzen geht, die sein künstlerischer Idealismus, seine Sehnsucht zur Gestaltung ihm selber steckt. Er ist wahrscheinlich auch ein begabter Schriftsteller, aber ein Liebeserlebnis bricht ihn so, daß er auch in dieser Kunst nicht zur Vollendung kommt, und am Ende stirbt er einsam und verlassen in einem Dorf des Hochgebirges — dem Halbirren, dessen letzte Phantasien wir belauschen, springt das Herz. Also doch keine große Künstlernatur, die sich irgendwie gegen alles durchsetzt, sondern eine von Anfang an durch falsche Erziehung verkehrt gelenkte hohe Begabung mit künstlerhaften Instinkten, denen die wirkliche, große künstlerische Kraft fehlt. Stellt man das Problem so, dann ist es restlos gelöst. Nach dem Gesetz, wonach er angetreten, entwickelt sich Tino Moralt bis zur Katastrophe, ein Mensch von hohem Sinn und weiter Bildung, ausgestattet mit einer für das harte Leben allzu weichen Seele, von einer bis an die äußersten Grenzen gehenden Liebesfähigkeit und in all seiner Phantasie von strenger Selbstkritik. In München spielt das Buch, bevor sein Held in die Berge abgeht; eine Fülle von Menschen der Kunst tritt auf, die nicht schematisch als Typen nebeneinander stehen, sondern rein menschlich jeder für sich als besonderes Individuum zeigen, wie sie Künstlers Erdenwallen durchleiden, durchkämpfen und schließlich doch fast alle bis zum Siege durchschreiten, der Tino Moralt selbst versagt bleibt. Eine kernige Sprache zeichnet das Werk aus, ein Erbteil so vieler Dichter, die, wie Walthar Siegfried, in der Schweiz zu Hause sind. Möge das schöne Buch in seiner prachtvollen Ausstattung nun der Vergessenheit, der es anheimzufallen drohte, für immer entrisen sein.

Der Verlag des Werkes hat es sich überhaupt zur Aufgabe gemacht, vergessene, seiner Ansicht nach nicht genug gewürdigte Werke ans Licht zu ziehen. Von seinen Bemühungen um den „Armen Mann im Lockenburger“ ist hier schon (1910, Heft 52) die Rede gewesen. Daß Paul Ernsts Roman „Der schmale Weg zum Glück“ wieder neu vorgelegt wird, ist gewiß verdienstlich, wenn das Werk auch in seinem zweiten Teil ganz von der Linie irrt und das starke Interesse nicht festhält, das der erste weckt. Um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß neben dem Großmeister des Wiener sogenannten Feuilletons, Ludwig Speidel, nun auch Alfred Freiherr v. Berger mit einem zweibändigen „Buch der Heimat“, gleichfalls in sehr schöner Ausstattung, von Meyer u. Tessen herausgebracht wird. Die Unterstellung dieses Buchs unter die Aufschrift „vergesene“ erscheint, wie der Verlag es ausdrückt, berechtigt, weil man über dem keineswegs vergessenen Theaterleiter Berger den Schriftsteller und, möchte ich hinzufügen, auch den Dichter nicht genügend beachtet. Die meisten Arbeiten, die dieses Heimatbuch vereinigt, sind nicht nur sachlich wertvoll, sondern sie werden vorgetragen von einer ganz und gar künstlerischen Persönlichkeit, der die politische Leidenschaft zu unserer Freude nicht fehlt. Sie spricht aus den Erinnerungen Bergers an seinen Vater, den Bürgerminister Johann Nepomuk Berger, wie aus allem, was er über das Österreichertum schreibt. Ich habe in diesen Jubelfahren der Doppelmonarchie kaum je etwas Feineres über Kaiser Franz Joseph gelesen als Bergers Studie „Unser Kaiser“. Er erklärt den greisen Herrn da aus dem militärischen Pflichtgefühl und schreibt ihm jene Persönlichkeit zu, die nach und trotz allen Bemühungen, der Norm

völlig zu entsprechen und sich von den übrigen ordentlichen Menschen nicht zu unterscheiden, als eine eigene und einzige übrig bleibt. Der Österreicher spricht aus diesen Bänden, ein Österreicher, der das wachsende, neue Kräfte bewährende Reich liebt, der gewiß voller Kritik ist, aber doch diese Kritik nie bis zur Bitterkeit überspannt. Die schöne Charakteristik Ludwig Speidels wie die Ferdinands v. Saar ist ganz von solcher österreichischen Heimatliebe durchdrungen. Neues weiß uns Berger gerade von diesem Gesichtspunkte her, aus seinem Wiener Naturell, über Friedrich Halm zu sagen, und Saar huldigt er in feierlich hallenden Versen von ganz Saarschem Tonfall. Besonders freut es mich, daß Berger einen leider in den letzten Jahren fast vergessenen Dichter, den vortrefflichen Hans Hopfen, rühmt, dessen stark persönliche, zum Teil großartige, zum Teil überaus feine Gedichte mit ganz wenigen Ausnahmen heute wie verschollen sind. Wird Martin Greif von Berger überschätzt, so ist die Würdigung Hofmannsthals in ihrer scharfen Kritik um so gerechter. Im ganzen sind diese zwei Bände eine österreichische Gabe von besonderem, ungewöhnlichem Gehalt.

Alfred Freiherr v. Berger bemüht sich in zwei Aufsätzen seines Buches, die Erinnerung an den Politiker Julius Alexander Schindler wieder zu beleben, der sich als Dichter Julius von der Traun nannte. Als die Probe auf das Exempel erscheinen nun (gleichfalls bei Meyer u. Jessen) vier Geschichten des 1818 geborenen, 1885 gestorbenen Wiener Poeten, von Berger eingeleitet. Es ist Romantik in ihrem späten Ausklang mit einem österreichischen Unterton, die hier schwingt, und die sich gern um alte Sagen, wie die vom Schelm von Bergen, rankt, Schauer und Schrecken nicht scheut und den Humor nicht verleugnet, dabei immer wieder von einem Haal weicher Lyrik überflungen wird.

Von ganz anderem Maß ist ein Dichter, dessen merkwürdiges Schicksal so ziemlich alles in den Schatten stellt, was wir an Merkwürdigem in der daran doch nicht armen Geschichte der deutschen Literatur besitzen: ich meine Emil Göt. Und diese Dichterschicksalung war um so seltsamer, als sie zum großen Teil dem eigenen Verschulden des Menschen ihren Ursprung dankte. Denn Göt, der am 13. Mai 1864 zu Seehingen am Kaiserstuhl in Baden geboren wurde, hat nur eins seiner Werke, und das in einer Fassung von fremder Hand, in die Welt hinausgehen lassen, während er ein anderes, das von einer großen Berliner Bühne angenommen und lieblich zur Aufführung vorbereitet wurde, in letzter Stunde zurückzog — nicht, weil es ihm nicht mehr genügte, sondern weil er es als höllische Schmach empfand, „auf eine unfreundliche, unsaubere, kleinliche Art die Elemente zum Leben und Wachsen zusammenzusaugen.“ Er fühlte es wie eine Entwürdigung seines Innern, von der Bühne her zu sprechen; er wollte in Berlin, als sein erstes Stück gegeben wurde, nicht „dieser elenden Farce wegen mit offenen Armen empfangen werden“, wie es doch geschah, sondern wegen einer Rettungsmaschine für Feuergefähr, die er erfunden hatte. In immer tiefer werdender, durch seine namenlose Hilfsbereitschaft ohne Prüfung, im Grunde durch seine praktische Lebensunfähigkeit hervorgerufener Not lebte er auf einem Gütchen bei Freiburg, landwirtschaftlich tätig, mit immer neuen Erfindungen beschäftigt. Und alle Bewegungen der Zeit, vom Vegetarismus bis zu Nietzsche, den er geradezu dramatisch empfing und erfaßte, gingen durch die Seele dieses Mannes, der den Spaniern gegen Amerika wie hernach in ausschäumender Rechtsbegier den Buren gegen England

zu Hilfe eilen wollte. Ohne Weib und ohne Kind, ein nahezu Unbekannter, ist er am 13. April 1908 aus einem feindseligen und doch geliebten Leben geschieden. Und nun bietet sein Freund Roman Woerner, unterstützt von der vor kurzem verstorbenen Dichterin U. Carolina Woerner, seine „Gesammelten Werke“ in drei Bänden dar (München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung). Gelangt man nach der liebevoll spürenden Lebensbeschreibung und den geistfunkelnden Aphorismen zu den Dramen der beiden letzten Bände, so offenbart sich eine Dichterkraft größten Stils. Wie eine locker komponierte Ouverture wirkt das Lustspiel „Der Schwarzkünstler“, das in der Fassung von Gustav Manz unter dem Titel „Verbotene Früchte“ einst über viele Bühnen gegangen ist. In einer jedes überflüssige Wort sparenden Sprache lebt ein heiterer Vorgang vor uns auf, dessen Erfindung nicht besonders originell ist, und den doch jede einzelne Wendung zu etwas ganz Eigenem macht. Die alte Fabel vom eifersüchtigen Cerberus, der die junge Frau, wenn er verreist, am liebsten einsperren möchte und hernach beschämt und bekehrt wird, wird mit allen Geistern guter Laune echt lustspielmäßig neu gedichtet. Den Schritt zur Tragödie, die freilich in neuer Bezwingung des Lebens endet, tut dann Götzs Meisterwerk, das dramatische Gedicht „Ebelwild“. Ein glühender Mensch, zerrissen und nach jedem kaum gelöschten Brande aufs neue lodernd, steht im Mittelpunkt des in Bagdad lokalisierten Stücks. Und ihn, der einst gegen den Sultan kämpfte, führt der große Harun al Raschid, sich selbst bezwingend und von so edel angelegter Menschlichkeit bezwungen, einem neuen Leben zu. Mit einer Sicherheit des Erfühlens letzter menschlicher Regungen, die uns immer wieder an Hebbel denken läßt, wird in dem Rahmen der im Grunde einfachen Handlung Stück für Stück das Drama aufgebaut, Schleier nach Schleier fällt, bis Jeder enthüllt in seiner eigentlichen Menschlichkeit dasteht und nun das Feld für neues Leben frei ist. Töne des wirklichen Heroendramas, nach dem wir uns nun so lange wieder sehnen, klingen auf, wenn etwa Ali, der in einer ihm anvertrauten Schlacht furchtbar gegen den Sultan und sein Heer, gegen das eigene Land also, siegt hat, den Tod wählt anstatt der Gnade:

Mich reut nicht meiner Tat! Genügt es dir?  
 Du glaubst mir nicht? — Hab ich sie denn entehrt?  
 Wie könnt' ich sie denn schmähn? Ich bin ihr dankbar,  
 Wie man der Mutter dankbar ist — für's Leben!  
 Sie ist's — und wenn auch meines Lebens nicht,  
 So doch der heutigen Stunde! — Fürst, du weißt — —  
 Nein, lieber frag' ich: weißt du es? als Mensch?  
 Wie man der Mutter dankt — —? Mit langem Hader!  
 Bis man ihr dankbar ist, um dieses Leben! —  
 So hat sie mich gebeugt, zermüht, zerknirscht,  
 Und mich im Kampf mit ihr gestärkt, gestählt,  
 Und mich herangeführt an diese Klippe,  
 Um deren Fuß nun die Erlösung brandet —  
 Und ich soll rück mich, hinter meine Tat,  
 Und mir ein minder heißes Leben wünschen,  
 Das ohne Schuld im flachen Sumpf verliese?  
 Nie, nie und nimmer! Fürst, ich liebe sie!  
 Ganz zärtlich lieb ich sie! Fürst, meine Tat!  
 Und heute mehr denn je, ganz zärtlich, sie — —  
 Die furchtbar harte Mutter dieser Stunde!

Jede der wenigen Personen des Stücks ist bis zum Letzten durchgeföhrt, und dennoch steht hier nicht etwa flug ausgerichtetes bloßes Theater vor uns, sondern über allem ist jener letzte Schauer, der die tragische Kunst zum tragischen Erlebnis macht. — Die Einheit aber, die sich aus der Heiterkeit des „Schwarzkünstlers“ und der Tragödientiefe des „Edelwilds“ zur menschlichen Tragikomödie vereint, spricht aus der in hellen Farben glänzenden „Mauferung“. Das nahezu Unglaubliche wird hier Ereignis: eine Fürstin zieht den niedrig geborenen, lange geliebten Mann an die Brust, nachdem sie eben sein Liebeln mit einer hübschen Dienerin gemerkt hat. Und wir unterschreiben die Schlufzworte des alten Fürsten: „Das schreibt sich seinen eigenen Adelsbrief!“ — denn ohne stelzbeinige Sprünge wächst Roland, der junge Geliebte, vor uns auf als der, der wirklich diesem Schicksal und dieser Frau von holdem Reiz gewachsen ist. — Wie vor einem unerforschlichen Rätsel steht man vor diesem in selbstgewählter Einsamkeit erfolglos dahingegangenen Dichterleben, dessen innerer Erwerb nun zum dauerhaften Besitz unserer Literatur gehören wird.

Wird Hans Hoffmann auch einmal, wie Hans Hopfen, zu den Halbvergessenen gehören? Um solcher unlieben Zukunftsaussicht vorzubeugen, wäre es erwünscht, daß sein Verleger seine besten Werke (vor allem „Das Gymnasium zu Stolpenburg“ und „Wider den Kurfürsten“) in recht billigen Ausgaben herausbrächte. Was Hoffmann uns war und noch sein kann, lehrt der Nachlaßband „Das Sonnenland“, der soeben, von Carl Schüddekopf besorgt, (bei Georg Müller in München) erschienen ist. Sein Wert liegt nicht in den Novellen, die nicht ganz auf Hoffmanns sonstiger Höhe sind, sondern in den Märchen. Wer kann überhaupt noch heute so wundervoll, in so wonniger Ruhe, mit so lichtem Humor und so folgsamer Phantasie Märchen erzählen, wie dieser Hans Hoffmann sie uns aus dem Harz darbringt. „Die Teufelsmauer“, „Schattenseite“ und das tiefernste „Sonnenland“ — eine volle Frucht neben der andern. Wer sie liest, wird den Anreiz empfinden, sich diesen feinen und reinen Poeten ganz zu eigen zu machen. Denn die Erinnerung an Dichter, die vergessen sind oder vielleicht der Vergessenheit entgegengehen, hat ja nur dann Wert, wenn dem Gedanken die Tat, die Versenkung in die Werke folgt, damit die Vergessenen wieder zu in Liebe und Treue von uns Besessenen werden.



## Weigands Wörterbuch in neuer Auflage

Von Prof. Dr. Victor Michels = Jena



S ist oft darüber geklagt worden, daß der Deutsche in fremdsprachlicher Umgebung seine Muttersprache so leicht aufgebe. Solche Klage muß sich ernsten Männern in die Mahnung wandeln, daran mitzuarbeiten, daß sich jeder Deutsche, mehr als das offenbar der Fall ist, bewußt werde, welchen Schatz wir an der Sprache besitzen, die „für uns dichtet und denkt“, die ein gutes Stück unserer Geschichte widerspiegelt. Rudolf Hilbrands Bild tritt mir, indem ich diese Worte nieder-